



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der neue Band von Guizots Memoiren. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und durch deutsche Nationallieder, die er dem Componisten mitgetheilt, dessen Erfindungsgabe häufig angeregt habe. Rossini, der während des Congresses zu Verona seine „Semiramide“ componirte, sei manchmal in einem Privatzirkel der dort versammelten Staatsmänner erschienen, und habe seine neuesten Melodien vorgespielt. „Ich fühle mich noch immer jung,“ sagte Metternich, der im sechsundachtzigsten Jahr war, zu Lumley, „aber mein Gehör verläßt mich, besonders in der Musik, und gewisse Töne klingen mir stets unrein.“

Als am letzten Abende der nächsten Saison, die unter andern die erste Aufführung der Hugenotten und noch manchen schönen Erfolg gebracht hatte, der Vorhang niederrauschte, ahnten wenige, daß Benjamin Lumley damit aufgehört hatte, Director von Her Majesty's Theater zu sein. Lord Ward, dessen Forderung für rückständige dreivierteljährliche Miete die verhältnißmäßig geringe Summe von 4000 L. Sterlg. betrug, verfuhr mit solcher Strenge gegen ihn, daß ihm nichts übrigblieb, als den Miethsvertrag und alle seine Ansprüche an das Eigenthum des Theaters dem Gläubiger zu cediren. Am 10. August 1858 übergab er das Institut, nach einundzwanzigjähriger Direction desselben, an Lord Ward.

Benjamin Lumley schließt seine Reminiscenzen mit einem Rückblick auf die Leistungen des von ihm geleiteten Theaters in dem genannten Zeitraum, und mit Stolz stellt er die stattliche Reihe der Künstlernamen zusammen, die er der englischen Bühne zugeführt, und die Musikwerke, die er zur Darstellung gebracht hat. Die Genugthuung, mit welcher er dieses Verzeichniß betrachtete, mußte ihn freilich für endlose Mühen und für manchen empfindlichen Glückswechsel schadlos halten. —

Der neue Band von Guizot's Memoiren.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot.
Tome VII. 1865.

2.

Als im Jahre 1840 der General Bugeaud zum Generalgouverneur von Algerien ernannt wurde, war der Besitz der Colonie noch weit davon entfernt, ein gesicherter zu sein. Die Herrschaft der Franzosen reichte, trotz aller mili-

tärischen Erfolge, kaum über die nächsten Umgebungen der großen Städte hinaus. Die Sicherheit des Landbesitzes, diese Grundbedingung jeder fruchtbringenden Colonisation, war unausgesetzt aufs Höchste gefährdet. Die europäische Kriegskunst erwies sich als unzulänglich, um im Kampfe gegen den großen Führer des arabischen Stammes, Abdel-Kader, bleibende Erfolge zu erreichen. Es wiederholte sich das Schauspiel, welches der Kampf der schwerbewaffneten römischen Legionen gegen die flüchtigen Reitercharen des Jugurtha geboten hatte, mit dem Unterschiede jedoch, daß der moderne Jugurtha, wie ihn die Franzosen gern nennen, mit seinem ruchlosen Vorgänger allerdings rücksichtlich der Virtuosität in Führung des Wüstenkrieges vergleichbar, in allen andern Beziehungen ihm bei weitem überlegen war. Abdel-Kader gehört durchaus in die Reihe jener Männer, wie sie in dem unerbittlichen Kampfe der vordringenden Cultur gegen halbcivilisirte, aber kriegerische und kräftige Stämme zuweilen aufstehn, um durch die begeisterte Gewalt ihrer Persönlichkeit alle zerstreuten und einander widerstrebenden Kräfte ihrer Nationen zu einem letzten Entscheidungskampfe zusammenzufassen und im schlimmsten Falle sie noch im Untergange zu adeln. Denn allerdings ist ihr Loos meist ein tragisches. Weder Viriathus und Vercingetorix im Alterthum, noch Schamyl und Abdel-Kader in der neuesten Zeit, haben mehr vermocht, als ihren Völkern noch im letzten Ringen um Selbständigkeit und Existenz einen glänzenden Namen in der Geschichte zu erwerben.

Es war vorauszusehen, daß, so lange der Emir in Freiheit wäre, auch der Kampf gegen ihn ein ununterbrochener sein und dabei eine gewaltige Streitmacht in Anspruch nehmen würde. Wenn es den Franzosen nicht gelang, am Schluß jedes Jahres ihr gewonnenes Terrain militärisch sicher zu stellen, so mußten sie darauf rechnen, ihr Werk der Eroberung im nächsten Jahre wieder zu beginnen, wo sie es im vorigen begonnen hatten. Jede Erweiterung ihrer Herrschaft, weit entfernt, eine Verminderung ihrer Streitkräfte zuzulassen, machte vielmehr gesteigerte Anstrengungen nöthig. Im Jahre 1840, vor Bugeauds Ernennung zum Generalgouverneur, betrug die Stärke der algierischen Armee 64,057 Mann; von da an stieg sie ununterbrochen, bis sie im Jahre 1846 eine Stärke von 107,688 Mann erreichte, die arabischen Hilfstruppen mit einbegriffen. Bis zum folgenden Jahre sank der Bestand ein wenig, bis auf 101,520 Mann, herab.

Es ist unzweifelhaft, daß nur diese gewaltige Machtentwicklung Abdel-Kader hindern konnte, die gesammten Kräfte der Eingebornen dauernd zu einigen, die Franzosen in einige feste Punkte zusammenzudrängen und diese in beständigem Belagerungszustande zu erhalten. Es war also, vorausgesetzt, daß man sich in dem Besiz der Colonie behaupten wollte (und an eine Aufgabe derselben dachte im Grunde niemand ernsthaft), dem General Bugeaud als ein unbestreitbares Verdienst anzurechnen, daß er durch sein beharrliches Drängen

der Regierung die Mittel zu einer energischen Kriegsführung förmlich abnöthigte. Indessen beschränkt sich sein Verdienst nicht auf seine hartnäckige Ausdauer im Fordern: er verstand es auch, von den reichlich gebotenen, wenn auch seine Begehrlichkeit niemals befriedigenden Mitteln Gebrauch zu machen. Bugeaud, was man auch gegen seinen Charakter einwenden mag, war eine sehr bedeutende militärische Capacität. Seinen Ruf als afrikanischer General hatte er im Jahre 1836 gelegt. Damals noch Neuling auf afrikanischem Boden, begann er eine sehr schwierige Expedition damit, daß er Bagage und Kanonen zurückschickte, um seinen Truppen die Beweglichkeit zu geben, ohne die sie nicht einmal im Stande waren, die flüchtigen Söhne der Wüste zum Kämpfen zu zwingen. Die Unzufriedenheit der älteren Offiziere über das kecke, selbstbewußte Auftreten des Ankömmlings war anfangs groß, der glänzende Sieg an der Sikkak bewies die Richtigkeit seines Verfahrens; die Methode des algerischen Krieges war damit erfunden. Selbstverständlich wurde sie von dem Augenblick an, wo er das Generalcommando übernahm, im größten Maßstabe in Anwendung gebracht und infolge dessen zu einem zusammenhängenden taktisch-strategischen System ausgebildet. Vor allem kam es darauf an, den Krieg auf möglichst vielen Punkten gleichzeitig zu führen, von dem großen Centrum aus nach allen Richtungen vorzurücken, und auf diese Weise die Araber zu hindern, sich ihre Sammelpunkte in der unmittelbaren Nähe der von den Franzosen occupirten Punkte selbst zu wählen. Die Kunst dieser Kriegsführung bestand wesentlich darin, zu verhüten, daß aus der Deployirung eine Zersplitterung werde. Zu dem Behuf mußte mit der größten Anstrengung die Verbindung zwischen den einzelnen Colonnen erhalten werden, was trotz aller Bemühungen doch nicht immer gelang. Daß die Kräfte der Soldaten aufs Aeußerste in Anspruch genommen wurden, versteht sich von selbst; die Anstrengungen, die ihnen zugemuthet wurden, die Entbehrungen, denen sie ausgesetzt waren, steigerten sich, je weiter man sich von dem Ausgangspunkt entfernte. Nicht geringer waren die Anforderungen, die an die Tüchtigkeit der Unterbefehlshaber gemacht wurden. Die großen Eigenschaften des höhern Offiziers, Verstandniß für das Ganze des Plans, an dessen Ausführung er mitzuwirken hat, und für den Zusammenhang, in dem seine specielle Aufgabe mit der Gesamtaufgabe des Feldzugs steht, vor allem die Fähigkeit und der moralische Muth, im entscheidenden Augenblick die gegebene Instruction den Verhältnissen anzupassen und für jedes durch die Lage der Dinge gebotene Ueberschreiten derselben die Verantwortung zu übernehmen, kurz jene einsichtsvolle, selbständige Hingabe an die Ideen des Oberfeldherrn, die mit Recht vor allem an Cäsars Legaten bewundert wird, diese Eigenschaften fanden unausgesetzt Gelegenheit sich zu betheiligen. So wurde Algier für die französischen Truppen, in noch höherem Grade vielleicht noch für die Generale eine wahre Schule des Krieges.

Bei einem Kriege jedoch, dessen letztes Ziel nicht die Erzwingung des Friedens durch Vernichtung der feindlichen Streitmittel, sondern die dauernde Eroberung ist, liegt dem Feldherrn nicht bloß eine militärische, sondern auch eine politische Aufgabe ob. Bindet ihn die Regierung in dieser Beziehung an bestimmte detaillirte Instructionen, so wird politisch wie militärisch wenig geleistet werden, da beide Aufgaben sich gegenseitig bedingen und unausgesetzt die Energie der Kriegsführung in Gefahr ist, durch die Rücksicht auf die Politik gefährdet zu werden. Läßt die Regierung dem General dagegen freie Hand, so setzt sie sich der Gefahr aus, Ergebnisse zu befehlen, die ursprünglich ganz außer dem Bereiche ihrer Wünsche lagen, man denke an Pompejus Anordnungen in Asien und die Eroberung Galliens durch Cäsar, freilich zu einer Zeit, wo die politische Macht von der Curie bereits in das Hauptquartier des Feldherrn übergegangen war. In dieser Beziehung den richtigen Mittelweg einzuschlagen war für die französische Regierung um so schwieriger, als Bugeaud mit unbequemer Zähigkeit sehr bestimmt ausgeprägte Ziele verfolgte, die in Frankreich, auch in der ministeriellen Partei, nichts weniger als populär waren. Bugeaud war ursprünglich für die algerischen Angelegenheiten nicht eben begeistert; eine Eroberung, die viel mehr kostete als sie einzubringen versprach, schien ihm von zweifelhaftem Werthe zu sein. Da indessen ein völliges Aufgeben der afrikanischen Besitzung ganz unthunlich schien, so drang er darauf, den Krieg bis zur vollständigen Unterwerfung der Araber fortzusetzen, das eroberte Gebiet aber durch eine Militärcolonisation im größten Maßstabe in ein gesichertes Besitzthum umzuwandeln. Denjenigen Soldaten und Offizieren, die in Algier zu bleiben wünschten, sollten Ländereien angewiesen werden; die Gemeinden, militärisch organisiert, sollten jeden Augenblick bereit sein, den Pflug mit der Muskete zu vertauschen.

Daß jeder Versuch, diesen Plan auszuführen, in den Kammern wie in der Presse aufs heftigste bekämpft werden würde, sah das Ministerium voraus. Die ungeheuren Summen, die der langwierige Krieg in gesteigerten Proportionen verschlang, die Geringsfügigkeit der bisher erreichten Resultate, die sehr geringe Aussicht, den Ersatz für die gebrachten Opfer aus der Colonie selbst zu ziehen, alle die Umstände hatten die algerische Frage zu einem Tummelplatz einer Opposition gemacht, der auch die conservative Partei nicht ganz fremd war. Indessen, da man Algier nicht aufgeben wollte, fügte man sich schließlich in das Unvermeidliche und bewilligte die Mittel zur militärischen Behauptung der Besitzung. Auf eine gleiche Nachgiebigkeit konnte aber Bugeauds politisches Project durchaus nicht rechnen. Schon der Kostenpunkt war abschreckend, da die erste Einrichtung der Colonie natürlich gewaltige Geldmittel erfordert haben würde. Aber auch abgesehen von diesem Punkte sagte die Grundidee des Planes niemandem zu. In dem Widerwillen gegen das militärische

Colonialsystem waren alle Parteien einig. Man forderte vor allem eine möglichst rasche Begründung einer rein bürgerlichen Verwaltung, man war überzeugt, daß, bevor diese durchgreifend eingerichtet und durchgeführt wären, alle Versuche, eine starke Emigration in das Land zu locken, vergeblich sein würden. Und darin hatte man nicht Unrecht. Wer sich aus der Civilisation heraus in naturwüchsige Zustände begiebt, strebt nach gesteigertem Wohlstand und bürgerlicher Freiheit, und zwar in der Form des Selbstgovernment, und freiwillig wird sich so leicht kein vernünftiger Mensch unter die Herrschaft des Belagerungszustandes begeben. Aber (dies konnte den Gegnern der militärischen Verwaltung mit Recht eingewendet werden) der Colonist verlangt neben der Freiheit und dem Wohlstande zugleich Sicherheit für seine Person und sein Besitzthum. Diese aber konnte Algier dem Ackerbauer nicht gewähren. Gelang es doch Abdel-Kader, durch eine Kette von 16 Colonnen durchzubrechen und im Rücken der zu seiner Verfolgung ausgesandten Armeen die nächsten Umgebungen der Hauptstadt zu verwüsten. Bei solchen Zuständen konnte von einer massenhaften Einwanderung überhaupt nicht die Rede sein, und so lange in dieser Beziehung keine Besserung geschafft war, war die Frage, ob militärisches oder bürgerliches Regiment, für das Aufblühen der Colonie ganz bedeutungslos. Den Abenteurern aber, denen etwa Algier ein passender Boden für ihre Thätigkeit sein möchte, die Rolle von Pionieren der Cultur, wie in Amerika zu überlassen, wäre einem kriegerischen Volke wie den Arabern gegenüber eine Absurdität gewesen. Von diesem Gesichtspunkte aus war also dem Plane Bugeauds, der späteren bürgerlichen Colonisation durch eine vorübergehende, aber streng durchgeführte militärische Organisation der Landbevölkerung den Boden zu ebnen, durchaus nicht alle Berechtigung abzuspochen. Jedenfalls hätten seine Gegner ihm ein positives System, welches die beiden Forderungen der bürgerlichen Freiheit und der Sicherheit vereinigte, entgegenstellen müssen. Dies geschah aber nicht, weil es nicht geschehen konnte. Man darf wohl behaupten, daß das Ministerium gar keinen bestimmten Plan verfolgte, sondern alles von der Zukunft erwartete und im Uebrigen nur darauf bedacht war, sich Bugeauds wegen nicht mit der conservativen Partei zu überwerfen. Diese Gefahr lag aber sehr nahe, da der General große Neigung zu willkürlichen Handlungen hatte. So nach dem Kriege mit Marokko, der Bugeaud den Titel eines Herzogs von Isly einbrachte (zum Marschall war er schon früher ernannt worden). Man hatte den Krieg unternommen, um Abdel-Kader die Zuflucht auf marokkanisches Gebiet und die Unterstützung Seitens der marokkanischen Bevölkerung und Regierung abzuschneiden. Die bedeutenden militärischen Erfolge berechtigten Frankreich, wirksame Garantien zur Abstellung dieser feindlichen Parteinahme zu fordern; und wirklich wurde auch von dem Kaiser von Marokko das Zugeständniß gemacht, den Emir nicht auf marokkanischem Gebiet zu dulden. Doch erwiesen

sich diese Versprechungen bald als trügerisch. Der Kaiser hatte viel mehr zuge sagt, als er bei den anarchischen Zuständen seines Reiches und der fanatischen Parteinahme seiner Unterthanen für den Glaubens- und Nationalhelden halten konnte, vielleicht auch mehr, als er halten wollte. Denn schwerlich war es ihm entgangen, daß er die äußerst milden Bedingungen, die er erhalten hatte, zum großen Theil der Rücksichtnahme der französischen Regierung auf die durch den marokkanischen Krieg wieder zu hellen Flammen angefachte Eifersucht Englands verdankte. Dies mußte ihn natürlich zur Nichtachtung der Verträge verführen. Denn auf diese sogenannten Staaten, grade wie auf die asiatischen Reiche, macht einen dauernden Eindruck nur die rücksichtslos ausgeübte Macht. Schonende Milde gegen den Besiegten gilt ihnen als Schwäche, und eine ertheilte Lektion vergessen sie, sobald die unmittelbaren, empfindlichen Wirkungen derselben verschwunden sind. Der rasche Friedensschluß war also, so bedeutungsvoll die Gründe auch sind, die Guizot für denselben anführt, und so wenig sich namentlich verkennen läßt, daß eine Steigerung ihrer Forderungen die Franzosen in die sehr gefährliche Bahn einer Eroberungspolitik im Westen Afrikas zu drängen gedroht haben würde, doch von dem Standpunkte der afrikanischen Armee aus ein Fehler, den niemand lästiger empfand als Bugeaud. Die Händel an der Grenze dauerten trotz der Grenzregulirung ununterbrochen fort; nach wie vor fanden die flüchtigen Araber auf marokkanischem Gebiet eine Zuflucht. Bugeaud hatte sich laut über die Unerträglichkeit des Zustandes ausgesprochen; seine Aeußerungen waren der Art, daß man an seiner Absicht, bei nächster Gelegenheit den Krieg gegen Marokko zu eröffnen, nicht länger zweifeln konnte. Das Ministerium war in einiger Sorge. Indessen gelang es Guizot, der einen sehr bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte, durch einige ernstliche Ermahnungen seinen kriegerischen Eifer zu zügeln. Uebrigens darf man wohl zweifeln, ob die Besorgniß, die man betreffs seiner Anwandlungen von Indisciplin hegte, ganz begründet waren. Bugeaud war eine heftige und leidenschaftliche Natur, dabei anspruchsvoll im hohen Grade. Dagegen war er durchaus nicht der Mann dazu, die Verantwortung für eine politische Initiative zu übernehmen. Er murrte unaufhörlich und polterte auch zuweilen gegen den Druck, der von oben her auf ihn ausgeübt wurde, aber den Rubikon zu überschreiten war gegen seine Natur. Er war ein vortrefflicher General und Administrator, aber kein leitender Staatsmann; wenn er auch schwer zu lenken war, so bedurfte er doch um zu handeln der Lenkung einer überlegenen Persönlichkeit, und Guizot verstand es vortrefflich ihn zu zügeln, wenn er sich irgend-eine kleine Extravaganz zu Schulden kommen ließ, und zu beschwichtigen, wenn entweder der Kriegsminister Soult selbst, oder die leidigen Bureaus des Kriegsministeriums seine Pläne durchkreuzten, oder wenn die „schlechte Presse“, die gegen ihn mit besonderer Vorliebe ihre Angriffe richtete, seinen leicht erregten

Ingrimm reizte. Noch empfindlicher als die Angriffe der Oppositionspresse war ihm die kühle Zurückhaltung der officiösen Journale den gegen ihn gerichteten Angriffen gegenüber, und da er, trotz seines Hasses gegen die Presse, die Feder mit Vorliebe und Gewandtheit führte, so verschmähte er nicht, zuweilen selbst sich auf den Kampfplatz der Tagesliteratur zu begeben, und z. B. das Ministerium durch ein indiscretés Schreiben, dessen Veröffentlichung er nicht verhinderte, in Verlegenheit zu setzen, wofür ihm von Guizot ein kräftiger Ordnungsruf zu Theil wurde (*cela ne se peut pas; c'est là du désordre*), dem er sich ohne Widerspruch fügte. Denn er war, wie Guizot hinzufügt, fähig, seine Irrthümer und Fehler zu erkennen, obgleich er sich derselben nicht immer genügend erinnerte.

Indessen wurde seine Stellung infolge der Hartnäckigkeit, mit der er beständig auf seine Colonisationspläne zurückkam, immer unhaltbarer. Im Jahre 1845 erließ er ein Circular an die unter seinem Commando stehenden Generale, in dem er ihnen die nahe Verwirklichung einer Militärcolonisation in großem Maßstabe verkündigte und Verzeichnisse der Offiziere und Soldaten einforderte, die an der Colonie theilzunehmen wünschten. Dies zog ihm, da man in Paris an nichts weniger als an irgendeinen großartigen Plan in Betreff Algiers dachte, das in dem System der Politik des Widerstandes nur eine secundäre Rolle spielte, und um dessen willen sich das Ministerium weder mit Europa noch mit den Conservativen verfeinden wollte, wieder eine freundschaftliche Zurechtweisung zu. Endlich, nach Soult's Rücktritt, setzte er es durch, daß das Ministerium ihm versprach, einen Versuch mit seiner Militärcolonisation, allerdings in kleinem Maßstabe zu machen, und demgemäß von den Kammern einen außerordentlichen Credit von drei Millionen Francs zu fordern. In der That wurde der Gesetzentwurf vorgelegt und vom Kriegsminister mit einer Motivirung begleitet, die Bugeaud nicht mit Unrecht farblos und furchtsam fand, mehr entschuldigend als empfehlend. Auch war er unzufrieden damit, daß sein Plan von fremden Thaten nicht frei gehalten, daß das ganze Project zu sehr ins Kleine gezogen war. Bald stellte sich heraus, daß auch dies Wenige nicht würde erreicht werden: die Wahlen für die vorbereitende Commission waren fast durchweg auf notorische Gegner des Plans gefallen, worin Bugeaud mit Recht einen Beweis von der Gleichgiltigkeit des Ministeriums gegen den ganzen Plan sah; denn es war offenbar, daß, wenn das Ministerium seinen Einfluß auf die Majorität mit Nachdruck geltend gemacht hätte, es günstigere Wahlen erzielt haben würde. Angesichts dieser schlimmen Aussichten that er, was er schon oft gethan; er reichte seine Entlassungsgesuch ein, das wohl ernster gemeint war als bei früheren Gelegenheiten, wo er, nachdem er sich vorher im kräftigsten Stile über seine Sisyphusqualen ergangen hatte, schließlich auf Guizot's Zureden sich immer leicht und bereitwillig zum Bleiben in der

algierischen Hölle entschlossen hatte. Diesmal machte man keinen Versuch ihn zu halten: man opferte ihn den Parteirücksichten auf, indem sein Rücktritt die Zurücknahme des Gesetzesentwurfes erleichterte, die auch alsbald erfolgte, nachdem der von Tocqueville erstattete Bericht sich für Verwerfung ausgesprochen hatte. Das Gouvernement von Algier aber ging auf den Herzog von Numale über.

Daß das Ministerium lieber einen wenn auch tüchtigen, doch eigensinnigen General als seine Stellung aufopferte, daraus ist ihm im Grund kein Vorwurf zu machen. Warum aber ging man überhaupt auf Bugeauds Plan ein, warum versprach man ihm die Unterstützung der Regierung, wenn man entschlossen war, sich jeder Einwirkung auf die Majorität zu enthalten, während man doch sonst bei jeder Gelegenheit dieselbe an ihre Pflichten gegen das Gouvernement erinnerte. Der Verdacht liegt nahe, daß man Bugeaud auf gute Manier beseitigen wollte, und daß Guizot nicht stark genug war, sich diesem Manöver zu widersetzen. Daß übrigens Bugeaud durch diese Behandlung in seiner Treue gegen den König nicht wankend geworden ist, zeigt seine Haltung während der Februarrevolution.

Die algierische Frage blieb ungelöst, auch nach Abdel-Kaders Gefangennehmung, zu welchem glücklichen Ereigniß Bugeauds Erfolge den Grund gelegt haben. Es konnte nicht anders sein, da man die Bedeutung der afrikanischen Besitzung für die Entwicklung der französischen Machtstellung an den Küsten des mittelländischen Meeres niemals hinreichend gewürdigt hat. Diese Erscheinung ist sehr beachtenswerth, weil sie ein sprechendes Zeugniß von der Unsicherheit der französischen Politik in der Verfolgung der selbstgestellten Aufgaben ablegt. Offenbar ist durch die Erwerbung Algiers die Tendenz der französischen Politik auf Beherrschung des Mittelmeeres und namentlich der östlichen Küstenländer desselben bedeutend gesteigert worden; und darin ist Frankreich nur dem natürlichen Zuge der Dinge gefolgt. In der That war der Besitz eines der wichtigsten Punkte Nordafrikas ein außerordentlicher Fortschritt in der angegebenen Richtung. Ist denn aber dieser Besitz wirklich als Hebel für weitere Erfolge benutzt worden? Noch gegenwärtig würde Algerien, weit entfernt ein Stützpunkt für Frankreichs orientalische Politik zu sein, in jeder orientalischen Krise den Gegnern Frankreichs einen Angriffspunkt bieten, dessen Schutz einen guten Theil der französischen Streit- und Geldmittel absorbiren würde. Statt durch die Umwandlung Algeriens in ein wirkliches Neu-Frankreich in zäher, aber geduldiger Arbeit den Grund zu einer politischen und militärischen Operationsbasis gegen Osten zu legen, hat man in völliger Verkennung der europäischen Verhältnisse die Punkte, nach deren Besitz man trachtete, bald Aegypten, bald Syrien, bald Griechenland, zum Ausgangs- und Hebelpunkte ebenso abenteuerlicher wie erfolgloser politischer Intriguen gemacht. Es ist wenig ruhmvoll für die französische Politik, daß man nach fünfunddreißig-

jähriger mühevoller Arbeit endlich so weit gekommen ist, die algierische Frage zu studiren.

Sehr anziehend ist der Bericht über die Verhandlungen mit dem Papste in Betreff der Stellung der Jesuiten in Frankreich. Von Seiten der katholischen Partei wurde im Jahre 1844 wieder einmal der Kampf für die durch die Charte gewährleistete unbeschränkte Freiheit des Unterrichts eröffnet. Der Muth der Ultramontanen war offenbar durch manche Erfolge, die sie seit einigen Jahren errungen hatten, so gesteigert, daß sie alle Gebote der Klugheit vergaßen und durch ihre heftigen und leidenschaftlichen Angriffe auf die in Frankreich sehr populäre Universität die öffentliche Meinung in hohem Grade gegen sich aufregten. Indessen wenn es sich nur um einen der von Zeit zu Zeit sich immer wiederholenden Angriffe gegen die verweltlichte Wissenschaft und deren Vertreter gehandelt hätte, so würde die Aufregung sich wohl bald beruhigt haben. Nun hatte aber die ultramontane Partei in ihrem siegesgewissen Uebermuth die unglaubliche Thorheit begangen, in die erste Linie ihrer Angriffarmee die Jesuiten zu stellen. Die Jesuiten aber waren in allen Kreisen der Bevölkerung ebenso gefürchtet, wie verabscheut. Obgleich der Orden gesetzlich in Frankreich verboten war, so hatten sie doch die stillschweigende Duldung, die den einzelnen Mitgliedern des Ordens zu Theil geworden war, auf die herausforderndste Art benutzt: sie hatten Grundeigenthum erworben, Noviziate angelegt, kurz sich in jeder Weise so benommen, als ob ihr Orden durchaus nicht der Nachsicht der Staatsgewalt bedürfte. Indem sie jetzt ihre Angriffe gegen den Unterrichtskörper des Staates richteten, nöthigten sie die Regierung, die in der Unterrichtsfrage den Ansprüchen der Katholiken auf Freiheit des Unterrichts an sich nicht ungünstig gesinnt war, die aber weder die angegriffenen Staatsanstalten im Stich lassen, noch auch das offene Auftreten einer verbotenen Gesellschaft dulden konnte, zu einem Einschreiten gegen den Orden, welches die katholische Partei, die sich mit den Jesuiten identificirt hatte, als gegen sich gerichtet, empfinden mußte. Das Einfachste wäre nun gewesen, wenn die Regierung die bestehenden Gesetze zur Anwendung gebracht und das Einschreiten der Gerichte gegen die Jesuiten veranlaßt hätte. Guizot schlug einen andern Weg ein: er knüpfte in Rom Verhandlungen an, um ein päpstliches Verbot der Niederlassung des Ordens auf französischem Gebiete zu erwirken. Was sich für die Anwendung des einfachsten Verfahrens, rücksichtslose Handhabung der Staatsgesetze gegen die Gesellschaft sagen läßt, liegt zu klar vor, um einer weiteren Erörterung zu bedürfen. Aber es ist auf der andern Seite doch sehr erklärlich, daß ein Ministerium, welches seinen Beruf als einen Kampf gegen die Revolution auffaßte, Bedenken trug, sich auf einen Krieg auf Leben und Tod mit den specifisch katholischen Elementen des Landes, deren Macht und Bedeutung nicht unterschätzt werden durfte, einzulassen. Auch läßt sich ferner

nicht verkennen, daß der Versuch, auf Rom einen unmittelbaren Druck auszuüben, mit dem System der italienischen Politik Frankreichs in vollkommenem Einklange stand. Guizot stimmte mit Metternich darin überein, daß alle revolutionären Bewegungen in Italien zu verhindern, vorkommenden Falls zu unterdrücken seien. Aber während Metternich die Ruhe durch jedes Abweichen von den alten Institutionen gefährdet glaubte, sah Guizot im Gegentheil das Heil einzig in einer Umgestaltung der italienischen Verwaltungen im liberalen Sinne. Er wollte Reformen, um der Revolution vorzubeugen. Er stand damals auf dem Standpunkt Italien gegenüber, den die alten orleanistischen Politiker mit einem bei zu langer Ruhe verurtheilten Parteien nicht seltenen Anachronismus noch jetzt einnehmen. So war also die italienische Reformfrage zugleich eine sehr reelle Machtfrage zwischen den beiden Großmächten geworden. Der Zusammenhang zwischen den bezeichneten allgemeinen Tendenzen der französischen Politik und Guizots Forderung ist ersichtlich: ging der Papst auf dieselbe ein, so machte er in den Augen der katholischen Welt dem Liberalismus ein nicht unbedeutendes Zugeständniß; zugleich aber mußte eine Concession in einer so wichtigen Frage als ein Triumph des französischen Einflusses erscheinen.

Mit der Führung der Angelegenheiten wurde Rossi betraut. Die Wahl dieses Mannes war sehr glücklich getroffen. Er empfahl sich durch seine bekannten Antecedentien den italienischen Liberalen. Die Cardinäle aber geriethen durch die Sendung des alten italienischen Liberalen einigermaßen außer Fassung. Mit seinen Instructionen unbekannt, versielen sie in eine unbestimmte, aber lebhafteste Besorgniß über die eigentlichen Absichten der französischen Regierung; sie fühlten sich dem neuen Gesandten gegenüber entschieden unbehaglich. Da aber die Erregung von Furcht das einzige Mittel ist, um die Curie aus ihrer so oft mit dem glänzendsten Erfolge ausgeübten Politik des passiven Widerstandes aufzuschrecken, so war dies die günstigste Stimmung, die Rossi sich wünschen konnte. Er beutete die Gunst der Lage auch mit großer Geschicklichkeit aus, wozu ihn seine genaue Kenntniß der wunderlichen römischen Staats- und Hofverhältnisse befähigte.*) Zuerst war er, da in Rom der Anstoß zu jedem Entschlusse von Unten kommt, während Oben unter dem Deckmantel erhabenster Ruhe sich Rathlosigkeit und Unfähigkeit zum Handeln verstecken, bemüht, in den niederen Kreisen der geistlich-politischen Welt einer vernünftigen Auffassung der Verhältnisse Eingang zu verschaffen. Das gelang, und langsam, aber sicher pflanzte sich die Bewegung nach Oben hinauf fort. Die Ansicht, daß die hartnäckige Verblendung der Jesuiten die Interessen der katholischen Kirche aufs äußerste zu compromittiren drohe, durfte bereits im Cabinete Gregors des Sechzehnten laut

*) Ein ausführlicher Bericht an Guizot, in dem er seine Taktik schildert, gehört wohl zu dem Besten und Geistvollsten, was über diese Verhältnisse veröffentlicht worden ist.

werden. — Inzwischen wurde Rossi in seinen Bemühungen kräftig unterstützt durch die Verhandlungen der Deputirtenkammer in Betreff der Jesuitenfrage. Das Resultat der durch eine Interpellation Thiers' angeregten Debatte war, daß die Kammer, indem sie fast einstimmig das Vertrauen aussprach, die Regierung werde die Gesetze des Staates zur Ausführung bringen, zur Tagesordnung überging. Auch die Opposition hatte den Weg der Verhandlungen mit Rom nicht getadelt, forderte aber, daß, falls sie nicht bald zum Ziele führten, rücksichtslos auf dem Wege des Gesetzes gegen den verhaßten Orden vorgegangen würde. Dies war im Wesentlichen auch der Standpunkt der Freunde des Ministeriums, nur mit dem Unterschiede, daß die Opposition das Scheitern der Verhandlungen wünschte, weil dasselbe gleichbedeutend mit einer ernsten Niederlage Guizot's gewesen wäre, während die Majorität lebhaft auf einen günstigen Erfolg von Rossi's Sendung hoffte. Die Regierung war also mit dem Ausgang der Debatte wohl zufrieden. Die günstige Einwirkung derselben auf die päpstliche Regierung wurde noch erhöht durch eine kräftige Anrede des Königs an den Nuntius Fornari, der die Tactlosigkeit hatte, seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß das Ministerium die in der Jesuitenfrage erlittene Niederlage so ruhig sich gefallen lasse. Der König erwiederte ihm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Erregtheit, die Fehler des römischen Hofes hätten es dahin gebracht, daß der Ausgang der Debatte nicht als eine Niederlage, sondern als ein Erfolg der Regierung anzusehen sei. Man möge sich in Rom nicht täuschen: er werde um der Jesuiten willen seine Krone nicht auf Spiel setzen. Der Papst möge sein Wohlwollen gegen ihn, von dem man beständig spreche, auch durch die That beweisen und seine Pflicht thun, wie er (der König) die seine thue. Schließlich forderte er den Nuntius auf, seine Worte möglichst genau dem Papste zu berichten, damit man in Rom wisse, wie er denke. — Während dies in Frankreich vorging, hatte Rossi endlich seinen ersten directen Schritt gethan: er hatte dem Staatssecretär Lambruschini eine Denkschrift übergeben, in der die Forderungen der französischen Regierung bestimmt formulirt waren und auf schleunige Erfüllung derselben gedrungen wurde. Noch einmal versuchte man mit Aufbietung aller dilatorischen Künste, in denen die römische Diplomatie Meister ist, der Entscheidung zu entgehen. Indessen Rossi wurde jetzt von Tage zu Tage dringender, bis man sich endlich entschloß nachzugeben. Zwar sprach der Papst die Auflösung der französischen Jesuitencongregationen nicht selbst aus, veranlaßte aber dieselben, sich selbst aufzulösen. Auf die Versuche der Jesuiten, die Maßregel durch die Art und Weise der Ausführung illusorisch zu machen, einzugehen, lohnt sich nicht der Mühe.

Von großem Interesse ist es, zu beobachten, wie alsbald nach Beendigung der Jesuitenhandel die schon oben berührten Tendenzen der französischen Regierung, durch Förderung einer gemäßigten Reformpolitik in den päpstlichen

Staaten dem österreichischen Einfluß entgegenzuarbeiten, immer bestimmter hervortraten. Ein geeigneterer Vertreter dieser Tendenzen als Rossi war nicht vorhanden, weshalb denn auch von Seiten der reformfeindlichen Partei alle möglichen Intriguen in Scene gesetzt wurden, um seine Ernennung zum wirklichen Gesandten (er hatte bis dahin seine Stellung nur als eine provisorische bekleidet) zu hindern, jedoch vergeblich. Am 27. Mai 1846 wurden seine Creditive expedirt. Am 1. Juni meldete er den Tod Gregors. Dies Ereigniß wandelte wie mit einem Schlage die Physiognomie der italienischen Angelegenheiten um. Mit Pius des Neunten Wahl begann für Italien die Ära der Revolution.

Nach dem Abgeordnetentag.

Aus Süddeutschland.

Indessen Preußen seine Aufgabe verfolgt, eine werthvolle Provinz dauernd dem Vaterland zu gewinnen, hat man in Süddeutschland noch immer nicht den Geschmack daran verloren, den Fortgang dieser Arbeit mit mehr oder minder gut stilisirten Resolutionen zu begleiten. Ein Glück, daß die Situation fortschreitet und Preußen mehr und mehr seinem Ziele sich nähert: so oft wieder eine Station zurückgelegt ist, bietet sich die willkommene Gelegenheit zur Wiederaufnahme des Geschäfts dar, und die inzwischen errungenen Erfolge sorgen dafür, daß eine angenehme Abwechslung wenigstens in die Formulirung der Beschlüsse kommt, deren Inhalt im Uebrigen seit zwei Jahren sich ganz merkwürdig conservirt hat. Kaum waren die Reden im Saalbau verklungen, kaum war durch die Presse die frankfurter Resolution vervielfältigt und für die Unsterblichkeit gerettet, so wurden die Vereine, soweit sie noch vorhanden sind, aufs neue in Bewegung gesetzt, um den frankfurter Beschluß zu „ratificiren“ und unter dieser Form das hundertmal Gesagte gelassen abermals zu sagen. War die Resolution selbst schon nichts Anderes als die Ratification zahlreicher Einzelbeschlüsse, so soll sie nun selbst wieder die gesegnete Mutter zahlreicher hoffnungsvoller Sprößlinge werden, und so scheint dieser Bandwurm von Comitéresolutionen sich fortzuschlangeln zu sollen mit Grazie in infinitum, auf daß auch das außerpreußische Deutschland etwas „thue“.